

Roman A. Siebenrock

Synodalität und Episkopalität der Kirche als kulturelles Gedächtnis des Evangeliums Jesu Christi

Eine Orientierung zur Weitergabe des Evangeliums angesichts der möglichen säkularen Apokalypse

♦ Der Innsbrucker Fundamentaltheologe Roman Siebenrock entfaltet in seinem Beitrag die Relevanz der Synodalität der Kirche auf Basis ihrer ureigensten Sendung: Gottes unwiderrufliche Gegenwart in seinem Volk und in Jesus Christus zu bezeugen. Wenn dieses „Mit-uns-Sein“ Jesu als die Selbstmitteilung Gottes an die Welt Kern des christlichen Glaubens ist, dann folgt daraus für die Kirche, die „Gestalt des Gesprächs“ mit der Welt anzunehmen. Synodalität ist dann weniger ein Entscheidungsinstrument, sondern der Kommunikationsvollzug von Kirche, den sie freilich selbst immer erst leben muss. Gerade weil nach Ansicht des Autors Kirche heute wirklich Weltkirche geworden ist und weil die konstantinische Epoche der abendländischen Kirche definitiv zu Ende geht, ist allein eine synodale Kirche die zukunftsöffnende Chance der katholischen Kirche. (Die Redaktion)

Die aktuelle Diskussion um die Kirchenstruktur ist sich nicht immer bewusst, dass die Krise von Kirchen und Christentum nicht nur in offensichtlichen Skandalen wurzelt, allem voran dem Missbrauchsskandal, sondern in einer tiefgehenden Transformation des Christentums in einem epochalen Wandel der Geschichte der gesamten Menschheit gründet. Synodalität, so meine Überzeugung, bewährt sich in diesem Kontext nicht nur als möglicher Weg der Kirche in die Zukunft, sondern auch und vor allem als einzig adäquate Weise, dieser Herausforderung angemessen begegnen zu können. Dies möchte ich hier

mit einigen Thesen entfalten und, soweit der Raum es erlaubt, auch zu begründen versuchen.¹ Dabei wähle ich folgendes Vorgehen: Ausgangspunkt und Bezugspunkt aller Überlegungen muss die Frage sein, was Kirche soll. Wenn das „Wesen der Kirche“ in ihrer Sendung liegt, dann ist die einzige Rechtfertigung für Kirche ihr Dienst an der bleibenden Gegenwart Jesu Christi in der Geschichte. Welche Struktur aber dient dieser zentralen und letzten Endes singulären Aufgabe am angemessensten? Als Antwort auf diese Frage ist hier das Prinzip der unlösbaren Spannungseinheit von Synodalität und Episkopalität zu prüfen.

¹ Einen ersten Versuch habe ich vorgelegt in: Roman A. Siebenrock, „Ich bin bei Euch alle Tage bis zum Ende der Welt“. Entwurf einer Theologie der Synodalität der Kirche und des ganzen Volkes Gottes in sechs Thesen, in: das prisma 32 (2020), 28–35.

1 Kirche als kulturelles Gedächtnis des Evangeliums Jesu Christi

Ausgangspunkt aller christlichen Lebenswirklichkeiten ist die nur selten bedachte Tatsache, dass Jesus von Nazareth weder Texte noch geschriebene Anordnungen hinterlassen hat. Vielmehr hat er sich mit Haut und Haar, d. h. mit seiner ganzen Existenz und Hingabe an die Menschen ausgeliefert – und zwar bis heute. Eine an übermenschliche Vollkommenheit rührende Freiheit von sich selbst zeichnet die Gestalt Jesu aus, die nur als überliefert, d. h. in der Glaubensgemeinschaft geschichtlich greifbar geworden ist und auch künftig sein wird. Weil Kirche in ihrer konstitutiven Pluralität das kulturelle Gedächtnis des Evangeliums Jesu Christi darstellt,² kann Kirche nicht prinzipiell gegen das Evangelium ausgespielt werden, weil genau in dieser Selbstausslieferung Jesu das Freiheitsprinzip des christlichen Glaubens in den Ursprung eingestiftet worden ist.³ Deshalb ist der neutestamentliche Kanon, der in der Auseinandersetzung mit Markion und der Gnosis zum biblischen Kanon geworden ist, das grundlegende Dokument der Synodalität und zugleich in seinem jahrhundertelangen Werdeprozess der Ursprung der vorgegebenen Kirchenstruktur. Der christliche Kanon der Bibel ist ein

Dokument der Vielfalt, zumal er auch die Heiligen Schriften Israels integrierte. Deshalb überschreitet „Synodalität“ immer die institutionalisierte Kirche und wird dann „katholisch“, wenn *nicht gegen jemand* geglaubt und *nicht ohne die anderen* geglaubt wird. Synodalität und Katholizität zeichnen eine entgrenzende Dynamik aus, die allein in dieser „Enteignung“ Kirche als universales Sakrament der Liebe Gottes zu seiner ganzen Schöpfung darzustellen vermag. Es ist aber auf der anderen Seite nicht verwunderlich, dass wir Menschen dieses grundlegende Ausgesetztsein christlichen Lebens abzusichern versuchen.

Das eine Evangelium Jesu Christi, das er immer selbst ist, wird uns also nur in der Pluralität verschiedenster Perspektiven vermittelt und kann nur in dieser Pluralität und Entgrenzung die je neue Ankunft Christi in der Geschichte verkünden und wahrnehmen. Und weil die Kirche sich geweigert hat, diese Pluralität in eine höhere Synthese zu überführen, ist Pluralität und konvergierende Mitte gleich ursprünglich zu denken. Doch diese Mitte, der universale Christus, ist von den Glaubenden nach innen und nach außen nur exzentrisch zu erfahren und zu bezeugen. Nach innen im selbstvergessenen Dienst und der ungeheuchelten Anbetung und nach außen in der Begegnung mit dem schein-

² Siehe: Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 72013.

³ Alfred Loisy hat ohne Ironie und falschen Unterton dies genau erfasst: „Jesus hatte das Reich angekündigt, // und dafür ist die Kirche gekommen. Sie kam und erweiterte die Form des Evangeliums, die unmöglich erhalten werden konnte, wie sie war, seitdem Jesu Aufgabe mit dem Leiden abgeschlossen war. Wenn man das Prinzip aufstellt, daß alles nur in seinem ursprünglichen Zustand Existenzberechtigung hat, so gibt es keine Einrichtung auf der Erde und in der menschlichen Geschichte, deren Legitimität und Wert nicht bestritten werden könnte. Ein solches Prinzip läuft dem Gesetz des Lebens zuwider, welches eine Bewegung und ein beständiges Streben nach Anpassung an ewig wechselnde und neue Bedingungen ist. Das Christentum hat sich diesem Gesetz nicht entzogen, und es darf nicht getadelt werden, weil es sich ihm gefügt hat. Es konnte nicht anders handeln“ (Alfred Loisy, Evangelium und Kirche, München 1904, 111–112).

bar unbekannten Christus, wie er in Mt 25 uns vor Augen gestellt wird. Das Dogma, das im Taufbekenntnis wurzelt, ist daher nicht die Überwindung dieser Pluralität, sondern deren Legitimation angesichts simplifizierender Vereinfachungen. Dieses Prinzip wird überaus deutlich im christologischen und trinitarischen altkirchlichen Dogma, das die Pluralität der Perspektiven und Erfahrungen auf eine Mitte hin vermittelt, die uns nur apophatisch auszusprechen möglich ist. Christologisch und trinitarisch ist eine Einzelperspektive zurückgewiesen. Eine „Häresie“ kann deshalb als jene Perspektive bezeichnet werden, die die konstitutive Pluralität des katholischen „et – et“ zu umgehen oder aufzuheben versucht. Besonders die Neuzeit mit ihrem souveränen Einzelsubjekt und ihrer Suche nach absoluter Gewissheit hat diese Zumutung zu umgehen gesucht, auch ekklesiologisch. Mit dem Stichwort „Synodalität“ ist die Aufgabe gestellt, die ekklesiologischen Engführungen zu überwinden.

2 Universale Selbstmitteilung Gottes: die Mitte des Christentums

Bevor die Rede von der Synodalität der Kirche sein darf, muss zunächst deutlich werden, welcher Überlieferung eine solche Kirche zu dienen hat. Karl Rahner hat diese Frage als „Begriff des Christentums“ in seinem „Grundkurs des Glaubens“ zu entfalten versucht. Wenn die Pluralität konstitutiv in das Ursprungszeugnis von dem einen Jesus Christus in die Schrift eingetragen bleibt, dann kann es nicht nur eine begriffliche Fassung dessen geben, was Christentum meint. Mit Karl Rahner sei

hier ausgedrückt, was die Gabe dieses Jesus von Nazareth an Welt und Schöpfung besagt: „Die eigentliche und einzige Mitte des Christentums und seiner Botschaft ist darum für mich die wirkliche Selbstmitteilung Gottes in seiner eigensten Wirklichkeit und Herrlichkeit an die Kreatur, ist das Bekenntnis zu der unwahrscheinlichsten Wahrheit, daß Gott selbst mit seiner unendlichen Wirklichkeit und Herrlichkeit, Heiligkeit, Freiheit und Liebe wirklich ohne Abstrich bei uns selbst in der Kreatürlichkeit unserer Existenz ankommen kann und alles andere, was das Christentum anbietet oder von uns fordert, demgegenüber nur Vorläufigkeit oder sekundäre Konsequenz ist.“⁴

Eine Kirche, die diese Botschaft bewahren und verkünden will, muss sowohl Formen der Selbstüberschreitung wagen, weil die Selbstmitteilung der ganzen Schöpfung gilt. Sie muss aber auch eine Weise der Selbstbehauptung in der Geschichte entwickeln, die Verbindlichkeit mit Freiheit und Vielfalt zu versöhnen vermag. Sie muss Ämter der Interpretation und der Entscheidung ebenso ausbilden, wie sie grundlegend an den Sinn der Glaubenden und die Erfahrungen aller Menschen verwiesen bleibt. Eine synodale Kirche hat also geschichtliche Treue mit unabschließbarer Lernbereitschaft im Hören auf das, was der Geist immer neu und unerwartet innerhalb und außerhalb der eigenen Gemeinschaft wirkt, zu verbinden. Diese Lernbereitschaft hat natürlich immer einen zeitlich-geschichtlichen Index, den das Zweite Vatikanische Konzil mit seiner „Theologie in den Zeichen der Zeit“ zu buchstabieren versuchte und diese Aufgabe der Kirche der Zukunft, also auch uns, anvertraute.

⁴ Karl Rahner, *Erfahrungen eines Katholischen Theologen*. Sämtliche Werke 25, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2008, 47–57, hier: 50.

3 Theologie in den Zeichen der Zeit: Stichworte zur Analyse der Gegenwart

Eine „Theologie in den Zeichen der Zeit“ hat die Aufgabe, die markanten Entwicklungen der geschichtlich gewordenen Gegenwart im Licht des Evangeliums zu deuten. Das setzt voraus, dass das Reich Gottes, das immer Christus selber ist, in und mit uns gegenwärtig bleibt. Mit der darin liegenden Unterscheidung der Geister wird nicht nur das Handeln der Kirche in Grundoptionen und Standortfindung ausgerichtet, sondern auch die theologische Erkenntnislehre mit ihrer „Loci-Lehre“ zuerst als Suchprogramm entworfen. Erst nachdem in Aufmerksamkeit für diese Orte Entdeckungszusammenhänge für Christus und sein Reich erschlossen worden sind, können diese Orte zu Fundstellen für Argumente werden. Diese richten sich aber nicht gegen irgendjemanden, sondern wollen die verborgene Gegenwart Gottes in Jesus Christus für alle erschließen, weil auch heute noch Heilsgeschichte ist. Damit aber wird die gesamte dramatische Entwicklung der Bibel nicht verharmlost oder entschärft, sondern heuristisch genützt.

Mit diesen „Zeichen der Zeit“ können verschiedene Entwicklungen sowohl innerkirchlich als auch gesellschaftlich oder gar menscheitsgeschichtlich ins Bewusstsein gebracht werden. Deshalb ist es ratsam, zwischen kurzfristigen und langfristigen Entwicklungen zu unterscheiden. Die langfristigen Entwicklungen gesamt-menschheitlicher Art ergeben sich aus der Konvergenz der entscheidenden Transformationsmächte unserer Geschichte. Diese langfristigen Entwicklungen können

deshalb als apokalyptisch angesehen werden, weil die Konvergenz der entscheidenden Transformationsmächte von niemandem mehr heute abgeschätzt und daher auch nicht gesteuert werden kann, und diese Dynamik in verschiedener Weise immer mit dem möglichen Ende der Menschheit in Beziehung gebracht werden muss. Wohin uns die gebündelten Dynamiken von Wissenschaft, Technik, Markt und Medien in anhaltender Beschleunigung treiben werden, ist völlig offen. Da diese heute nicht nur katastrophisch ausgemalt wird, sondern auch als Verheißung ewigen Lebens im Transhumanismus und der Idee einer neuen Menschheit propagiert wird, ist die Kirche tatsächlich mit Freude und Hoffnung sowie Trauer und Angst mit allen Menschen verbunden (GS 1). Um aber das anvertraute Evangelium angemessen vorlegen zu können, ist die Kirche in ihrer Aufgabe, die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums zu unterscheiden, auf die Mitarbeit aller kompetenten Menschen angewiesen. Ein synodaler Prozess sollte zuerst auf alle Menschen in der eigenen Lebenswirklichkeit hören.

Innerkirchlich scheinen mir zwei Entwicklungen besonders hervorgehoben werden zu müssen. Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist der erste amtliche Vollzug der Kirche als Weltkirche geschehen.⁵ Das bedeutet aber, dass damit das Ende der Dominanz des europäischen Christentums eingeläutet ist. Im Klartext heißt das, dass die maßgeblichen Entscheidungen für die Zukunft der Kirche nicht mehr in Deutschland oder Europa, sondern im Süden fallen werden. Die katholische Kirche ist damit die einzige Weltinstitution, in der andere Kulturen den Lebensstil der westlichen Kulturen mitentscheiden können. Die Frage

⁵ Karl Rahner, Theologische Grundinterpretation des II. Vatikanischen Konzils. Sämtliche Werke 21/2, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2013, 970–981, hier: 971.

nach Ehe, Homosexualität und Zölibat wird daher nicht mehr bei uns allein entschieden werden. Deshalb kann und sollte eine synodale Kirche der kommenden Weltgesellschaft Modelle vorlegen, wie Freiheit und Einheit im globalen Maßstab miteinander vermittelt werden können.⁶ Die zweite Entwicklung ist mit dem Ende der konstantinischen und gregorianischen Kirche angezeigt. Mit „konstantinischer Kirche“ ist jene Verfasstheit des Christentums gemeint, die in irgendeiner Weise gesellschaftlich bevorzugt oder privilegiert wird, weil die staatliche Gewalt auf transzendente Begründung angewiesen war. Nicht nur in Russland, auch in anderen Teilen von Europa sind die Langzeitfolgen dieser Verfasstheit immer noch zu erkennen. Zwar hat das letzte Konzil mit der Anerkennung der Religionsfreiheit und des säkularen Staates eine prinzipielle Entscheidung getroffen, doch scheinen die daraus folgenden Konsequenzen noch längst nicht von allen gezogen worden zu sein. Zusammen mit dieser Entwicklung ist das Ende der gregorianischen Kirche zu nennen, die mit ihrer Unterscheidung und Trennung von Laien und Klerus die europäische Freiheitsgeschichte ermöglicht hat, aber in der Kirche bis heute einen Moment von Ungleichheit einführte, weil alle (Letzt-)Entscheidungskompetenz theoretisch immer noch beim ordinierten Amt liegt. Das Prinzip der Synodalität müsste sich in diesen Diskrepanzen und potenziel-

len Konfliktfeldern bewähren. Unter diesen Gesichtspunkten soll jetzt eine elementare systematische Skizze einer Theologie der Synodalität skizziert werden.

4 Orientierungen zur Synodalität der Kirche als kulturellem Gedächtnis des Gesprächs des trinitarischen Gottes mit der ganzen Schöpfung

Die entscheidende theologische Grundlegung einer synodalen Kirche hat Paul VI. vorgelegt. Als Kirchengvision hielt er fest: „Die Kirche aber muss zu einem Gespräch mit der Gesellschaft der Menschen kommen, in der sie lebt und aus der sie wird, damit dieselbe gleichsam die Gestalt sowohl des Wortes, als auch der Botschaft und des Gesprächs werde // *Iamvero Ecclesia in colloquium veniendum est cum hominum societate, in qua vivit; ex quo fit, ut eadem veluti speciem et verbi, et nuntii, et colloquii induat.*“⁷ Die Kirche solle die Gestalt des Gesprächs annehmen, weil sie dadurch jenen vorausgehenden Heilsdialog Gottes mit allen Menschen zeichenhaft verwirklicht und so allein ihm zu dienen vermag. Daher bezeichnet „Synodalität“ primär nicht ein Entscheidungsfindungsverfahren in oder eine verfassungsrechtliche Struktur der Kirche, sondern die leitende Idee, wie die Sendung des Volkes Gottes auf seinem

⁶ Ich selber bin der Meinung, dass angesichts der österreichischen Erfahrung in der Opferschutzanwaltschaft der Missbrauchsskandal nicht kirchlich eng geführt werden kann. Aber ich glaube, dass die säkulare Gesellschaft sich an dieses Problem erst wirklich auch öffentlich wagen wird, wenn die Kirche modellhaft diese Herausforderung in ihrem Verantwortungsbereich einigermaßen bewältigt haben wird.

⁷ Papst Paul VI., *Ecclesiam Suam*. Enzyklika vom 6. August 1964, Nr. 67; online: https://www.vatican.va/content/paul-vi/de/encyclicals/documents/hf_p-vi_enc_06081964_ecclesiam.html [Abruf: 05.10.2022]. Die deutsche Übersetzung habe ich geändert, weil die amtliche Übersetzung diese entscheidende Stelle ziemlich verfremdet. Dort heißt es: „Die Kirche muss zu einem Dialog mit der Welt kommen, in der sie nun einmal lebt. Die Kirche macht sich selbst zum Wort, zur Botschaft, zum Dialog“.

Weg durch die Geschichte zu leben und zu verstehen ist. In diesem Sinne ist „Synodalität“ der geschichtliche Ausdruck jener „communio sanctorum“, welche die vollendete Kirche und Menschheit einmal darstellen wird und sich in der Geschichte zeichenhaft schon als Weg aller Kinder Gottes in der Gegenwart Gottes realisieren soll (Ex 3,14; Mt 28,20). Synodalität kann deshalb in Idee und Struktur als jene Form bezeichnet werden, welche die Kirche als sakramentales Zeichen annehmen muss, wenn sie dem vorgängigen Heilsdialog Gottes mit den Menschen sakramental-zeichenhaft dienen möchte. Der Mangel an Synodalität ist der entscheidende Gradmesser für die Glaubwürdigkeit der Kirche heute und morgen.

Die maßgebliche Begründung der Synodalität liegt folglich nicht im geschichtlichen Pilgercharakter des Volkes Gottes, dem Bemühen um Einheit nach innen (Joh 17,21) oder um Segensein nach außen (Gen 12,3), sondern im Versprechen des Heiligen Israels und Jesu von Nazareth, mit auf dem Weg zu sein und immer zu bleiben, was auch geschehen mag, und was es auch immer kosten solle (Ex 3,14; Mt 28,20). Insofern geht allem menschlichen Tun der Glaube Gottes und der Glau-

be Jesu Christi voraus (Röm 3). Uns wurde zuerst getraut und wir wurden alle zuerst geliebt (1 Joh 4,10–19). Eine synodale Kirche wird immer neu vom Immanuel, von jenem mit uns gehenden, ja immer neu auf uns zukommenden Gott überrascht. Erst in unserer glaubenden Antwort auf diesen vorausgehenden in der Liebe Christi gestalteten Glauben, der sich als unbedingtes Versprechen des Gottes Jesu Christi in der Heiligen Schrift verbürgt und in der Kraft des Heiligen Geistes alle Geschichte dynamisiert, kann die Synodalität von Kirchen und Menschheit erfasst und näher bestimmt werden. „Synodalität“ hat ihr Urbild in der Einheit von immanenter und ökonomischer Trinität (Karl Rahner), die heilsökonomisch als „Immanuel / Gott mit uns / allen“ gefeiert wird. Eine synodale Kirche lebt aus der Erfahrung des synodalen Gottes.

Wenn der Grund der Synodalität der Kirche das Glauben und Trauen Gottes und des Menschen ist, dann kann sich ihre wesentliche Lebensform nur als Freundschaft mit Gott und allen Menschen ausgestalten (Joh 15,15). In einer solchen Freundschaft wird erfahren, entdeckt und gelebt, was alle Kreatürlichkeit und Geschöpflichkeit auszeichnet: in unserer Sehnsucht nach vollendetem Leben wird ein Echo jener Wirklichkeit vernehmbar, die uns ins Sein gerufen hat: Gott, Du Freund des Lebens (Weish 11,26). In der Freundschaft wird die Thora-Regel Jesu (Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst: Mk 12,28–34) in eine prinzipiell niemanden ausschließende Lebensform übersetzt, die stets auf Anerkennung und Freiheit beruht. Bevor Synodalität als Strukturprinzip der Kirche auf der Ebene des Rechts entfaltet und entwickelt werden kann, muss sie als „Charisma der Einheit“ nach innen und nach außen gelebt werden. Um eine solche Haltung zu beschreiben, scheint mir die Idee der Freundschaft

Weiterführende Literatur:

Dogmatische Konstitution des Zweiten vatikanischen Konzils über die Kirche, *Lumen gentium*.

Markus Graulich / Johanna Rahner, Synodalität in der katholischen Kirche: Die Studie der Internationalen Theologischen Kommission im Diskurs (*Quaestiones disputatae* 311), Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2020.

Thomas Söding, Gemeinsam unterwegs: Synodalität in der katholischen Kirche, Ostfildern 2022.

hilfreich zu sein. Damit aber ist jene Haltung angesprochen, die als Gesinnung Jesus Christi im Philipperbrief als Kenosis ausgedrückt worden ist. In einer synodalen Kirche sollte erfahrbar werden, was der Brief als Gemeinkultur vor dem Christus-Hymnus beschwor: „Sondern in Demut schätze einen den andern höher ein als sich selbst. Jeder achte nicht nur auf das eigene Wohl, sondern auch auf das der anderen“ (Phil 2,2–3).

Die Kirche als sichtbare Gemeinschaft in der Geschichte, die als sakramentales Zeichen des von Jesus Christus umfassend gelebten Versprechens des Heiligen Israels, die Menschheit in das Reich Gottes zu rufen hat, wird strukturiert durch Glaube, Hoffnung und Liebe (LG 8). Diese „theologischen Tugenden“ nähren sich aus dem Sakrament und einem wechselseitig sich bestärkenden Hören auf das Wort Gottes, das je neu diese Kirche in ihrer Sendung erneuert (DV 21), die zum Heil aller Menschen gerufen ist. Dieses Heil wird in der Geschichte vor allem im Einsatz für die „säkularen Indikatoren“ des Reiches Gottes realisiert, die heute nach meiner Auffassung in den Nachhaltigkeitszielen der Agenda 2030 der UNO formuliert worden sind. Die Botschaft des Evangeliums ist nicht Vertröstung, sondern spendet jene getröstete Zuversicht, dass der niemanden und nichts ausschließende Einsatz für Friede und Gerechtigkeit sowie für die Würde und Freiheit des Menschen in der Zeit, in Christus nicht mehr ins Nichts zurückfallen kann.

Wenn eine synodale Kirche durch das Versprechen begründet wird, dass Gott in Jesus Christus mit allen unterwegs ist und das Volk Gottes zum Segen für alle Nationen werden soll (Gen 12,3), dann geht sie in Hoffnung und Liebe diesen Weg der Geschichte, weil sie sich selbst zum Gespräch macht, ihre eigenen Schwächen kennt und deshalb nicht der Hybris verfällt, nicht täg-

lich neu den Weg der Umkehr und Metanoia gehen zu müssen, nicht nur individuell, sondern kollektiv und als Institution – in kritischer Hörbereitschaft. Die Kirche der Sünder als sündige Kirche erweist sich allein als geheiligte wahre Kirche Jesu Christi durch ihre Bereitschaft und Fähigkeit zur Umkehr. „Metanoia“, personell und strukturell, bleibt eine ständige Bedingung für die Verkündigung des Evangeliums. Die unausweichliche Spannung zwischen Zeugnisgestalt und Botschaft gerät nicht in die Gefahr „struktureller Heuchelei“, wenn die Kirche zur täglich neuen Umkehr fähig bleibt, und so das Wagnis einer „gläsernen Kirche“ eingeht.

Um die Spannung von Treue zur anvertrauten Gabe des Evangeliums und der Solidarität mit allen Menschen auf Dauer halten zu können, bedarf es nach der Theorie des kulturellen Gedächtnisses neben der Expertise der Auslegung auch ein relativ unabhängiges Entscheidungsamt, das über die Hitze des Tages und die partiellen Ausblendungen hinaus Verantwortung zu übernehmen vermag. Synodalität bezieht sich nicht nur auf die Gegenwart, sondern im Bewusstsein der „communio sanctorum“ auf die Glaubenden aller Zeiten. Besonders die Verbundenheit mit den künftigen Menschen ist in der heutigen Debatte um die Klimaziele von großer Bedeutung.

Weil die Kirchenkonstitution *Lumen gentium* die Kirche als Bischofskirche sieht und in ihrer Theologie des Bischofsamtes, das als Prinzip der Einheit (LG 23) und der Vielfalt entfaltet wird, die Katholizität konstituiert wissen will, dann wird die Katholische Kirche immer nur in und aus einem Prozess der Konvergenz der vielen Ortskirchen. Das entspricht der Bestimmung, dass die Kirche in und aus Ortskirche bestünde (LG 23). Diese Bestimmung von Katholizität verlangt aber mit Notwendigkeit als prozedurale Realisierungsform die Synodalität als konstituti-

ves Prinzip der Ekklesiologie. Katholizität ist dann als synodaler Prozess zu begreifen, in dem das episkopale Prinzip die Verbindlichkeit der verschiedensten Lernprozesse ebenso zu garantieren hat, wie die offene Synodalität selbst. Dass das episkopale Prinzip in spannungsreicher Beziehung zum charismatischen und prophetischen Prinzip der Kirche bleibt, darf als selbstverständlich dabei vorausgesetzt werden. Wenn die Episkopalität zudem als „Supervision“ verstanden wird, dann kommt diesem Amt die grundlegende Aufgabe zu, ohne die eine synodale Kirche sich nicht entwickeln können. Dieses Amt hat zu garantieren, dass alle gehört und niemand ausgeschlossen wird. Sie hat gegen die verschiedensten Ausgrenzungsdynamiken und Vergessenstendenzen Anwältin der Tradition zu sein.⁸ Damit ist auch die Aufgabe verbunden, den aktuellen synodalen Lernprozess verbindlich werden zu lassen. Wer tritt für die Entscheidungen sonst mit Verbindlichkeit ein, wenn das öffentliche und kirchliche Interesse in den Mühen der Ebene zu versiegen droht? Es ist aber auch unabdingbar, dass eine Weltgemeinschaft ein universales Amt der Einheit auszubilden hat. Dass das Verhältnis von synodalem Prozess und episkopaler Verbindlichkeit noch nicht zufriedenstellend gelöst worden ist, ist ein gutes Zeichen. Denn diese Beziehung wird niemals für alle zufriedenstellend gelöst werden können. Daher liegt im Bewusstsein, dass diese Spannung eine bleibende Herausforderung darstellt, meiner Ansicht nach die einzige Garantie, dass dieser Balanceakt gelingen kann.

Damit ist schon angedeutet, dass Synodalität keine Patentlösung darstellt, sondern neben Chancen auch Grenzen hat. „Synodalität“ wird die prekäre Kirche nicht überwin-

den, sondern in die Annahme der grundlegenden Verlegenheit der Kirche einweisen. Diese wesentliche Verlegenheit der Kirche liegt genau im eingangs zitierten Satz von Loisy. Die Kirche hat sich selbst zu vergessen auf Christus hin, aber es gibt auf der anderen Seite keine Christuserinnerung ohne Kirche. Aus dieser Spannung scheint mir ein „sentire cum ecclesia“ reifen zu können. Aus diesem „sentire cum ecclesia“, das immer ein „sentire cum omni creatura“ sein wird, werden jene Charismen wachsen und gedeihen, auf welche die Kirche immer angewiesen sein wird. Diese aber kann niemand machen. Jedoch kann in einem synodalen Bewusstsein die Aufmerksamkeit dafür besser reifen, den Boden für solche Gaben zu bereiten.

Der Autor: Roman A. Siebenrock, geb. 1957, verheiratet, 4 Kinder; Professor für Systematische Theologie i. R. (Dogmatik, mit Fundamentaltheologie und Religionswissenschaften); Interessenschwerpunkte: Theologiegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts (Vaticanum II; v. a. J. H. Newman und Karl Rahner); Theologische Erkenntnislehre, Christliches Martyrium, Theologie der Religionen; Publikationen (Auswahl): zusammen mit Christoph J. Amor (Hg.), *Handeln Gottes. Beiträge zur aktuellen Debatte* (Quaestiones disputatae 262), Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2014; zus. m. Gloria Kaiser, P. Antonio Vieira SJ (1608–1697). *Biografische und systematische Zugänge zu einem Jesuiten zwischen zwei Welten*. Innsbruck 2019; *Mit dem Herzen denken. Konturen einer leidenschaftlichen Theologie der Welt*, hg. v. Michaela Quast-Neulinger / Christian Bauer / Margit Eckholt, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2022; GND: 114743991.

⁸ Wenn beobachtet werden muss, dass im derzeitigen synodalen Prozess in Österreich die ökumenischen Anliegen oder das Verhältnis zum Judentum oder den anderen Religionen kaum oder gar nicht erwähnt werden, dann ist dieser Aspekt nicht mehr weiters begründungsbedürftig.